

Schülerwahrnehmungen zum Religions- und zum Ethikunterricht: Religionsdidaktische Herausforderungen und Perspektiven

Friedrich Schweitzer

Die Studie „Jugend – Glaube – Religion“ zeichnet sich u. a. dadurch aus, dass repräsentativ Schülerinnen und Schüler im Religions- und im Ethikunterricht befragt wurden. Dadurch werden vergleichende Beobachtungen möglich, die für beide Fächer und Fachdidaktiken aufschlussreich sind (als ältere vergleichende Studie aus Ostdeutschland vgl. Petzold, 2003). Im Folgenden soll jedoch, der Kompetenz des Verfassers folgend, nur aus religionsdidaktischer Perspektive gefragt werden. Ethikdidaktische Reflexionen finden sich in einem weiteren Beitrag im vorliegenden Band (Schilling, S. 205–215).

Neben dem unmittelbaren Vergleich, der sich aus dem Nebeneinander von Befunden auf parallele Fragen zum Religionsunterricht auf der einen und zum Ethikunterricht auf der anderen Seite ergeben, sind noch weitere Deutungen möglich, die aus dem Verhältnis der beiden Fächer zueinander resultieren: Wer aus dem Religionsunterricht austritt, muss – zumindest in Baden-Württemberg sowie in den meisten anderen westlichen Bundesländern – den Ethikunterricht besuchen. Daher ist davon auszugehen, dass insbesondere die evangelischen und katholischen Schülerinnen und Schüler im Ethikunterricht zuvor einmal den Religionsunterricht besucht haben und dass der Wechsel in den Ethikunterricht mit ihrer Wahrnehmung des Religionsunterrichts zu tun hat. Deshalb soll gefragt werden, ob und wie sich diese Gruppe von Schülerinnen und Schülern im Ethikunterricht von den Schülerinnen und Schülern im Religionsunterricht unterscheidet. Eine solche Betrachtung kann Aufschluss darüber geben, wer sich vom Religionsunterricht nicht angesprochen fühlt (vgl. dazu auch Wissner & Schweitzer, 2019).

Besonders aufschlussreich zum Verhältnis zwischen Religions- und Ethikunterricht sind in der Studie „Jugend – Glaube – Religion“ zugleich die Freitextantworten und die Interviews, in denen zum Teil sehr differenzierte Wahrnehmungen zu diesem Thema geäußert werden. Auch wenn sich quantitative und qualitative Befunde nicht einfach aufeinander abbilden lassen und qualitative Befunde die quantitativen nicht erklären, können hier die quantitativen und qualitativen Befunde doch in ein sinnvolles Verhältnis zueinander gebracht werden.

In diesem Kapitel geht es nicht um ein Thema für den Religionsunterricht (obwohl es durchaus sinnvoll sein könnte, in der Religionsgruppe einmal dieses Verhältnis zwischen Religions- und Ethikunterricht zu thematisieren und beide Angebote miteinander zu vergleichen), sondern es geht um eine grundlegende

Herausforderung für den Religionsunterricht insgesamt. Die am Ende des Kapitels gebotenen Konkrektionen beziehen sich entsprechend auf diese Herausforderung.

1. Befunde: Wie Schülerinnen und Schüler den Religions- und Ethikunterricht jeweils wahrnehmen

Religionsdidaktisch erfreulich ist zunächst die positive Wahrnehmung des Religionsunterrichts (vgl. zum Folgenden Schweitzer et al., 2018, S. 108–111). 52 % der Befragten waren in t_1 der Auffassung, dass es hier spannende Themen gibt, und 46 % bejahten, dass ihnen der Religionsunterricht Denkanstöße gebe. Allerdings stehen dieser positiven Bewertung auch 49 % der Befragten gegenüber, die sagen, dass ihnen der Religionsunterricht „persönlich wenig“ bringe. Etwas enttäuschend fällt auch die Zustimmung zu der Aussage „*Der Religionsunterricht hilft mir bei schwierigen Lebensfragen*“ aus, die bei 15 % lag. Gleichwohl ist dies ein insgesamt erfreuliches Bild.

Ähnliches gilt allerdings noch mehr für den Ethikunterricht, bei dem 68 % von „spannenden Themen“ sprechen und 59 % von Denkanstößen, die ihnen dieser Unterricht gebe. Und auch bei der Hilfe „in schwierigen Lebenslagen“ schneidet der Ethikunterricht mit 24 % Zustimmung besser ab als der Religionsunterricht.

Im Vergleich zwischen den Bewertungen durch die Schülerinnen und Schüler im Religionsunterricht einerseits und die Schülerinnen und Schüler im Ethikunterricht andererseits – bewertet wird der jeweils besuchte Unterricht, da die Befragten nicht beide Angebote gleichzeitig belegen können – macht auch insgesamt deutlich, dass der Ethikunterricht im Schülerurteil besser abschneidet als der Religionsunterricht. Auch die Annahme, dass der Religionsunterricht im Blick auf das persönliche Leben und Glauben mehr erreiche, bewahrheitet sich diesen Befunden zufolge nicht. Darin liegt eine erste religionsdidaktische Herausforderung.

Die Befunde aus dem dritten Befragungszeitpunkt ergänzen und erhärten dieses Bild (vgl. in diesem Band S. 79–87). Im Rückblick beurteilen sowohl die früheren Religions- als auch die früheren Ethikschülerinnen und -schüler den Unterricht zum Teil besser als in der Schulzeit selbst. Zugleich bleibt der beschriebene Unterschied bestehen: Auch jetzt fällt das Urteil im Blick auf Ethik besser aus als im Blick auf Religion.

Befunde aus den qualitativen Interviews fügen dem noch eine zweite Herausforderung hinzu, die sich auf die grundsätzliche Wahrnehmung von Religionsunterricht im Verhältnis zum Ethikunterricht bezieht (vgl. Schweitzer et al., 2018, S. 230–231). In den Interviews heben die Jugendlichen beispielsweise hervor, dass man sich im Ethikunterricht besser aufgehoben fühle, wenn der eigene Glaube sich von den in der Erziehung übernommenen Vorstellungen weg entwickelt habe. Eine Schülerin etwa spricht in diesem Sinne davon, dass sich ihr Glaube „verändert“ habe (Zitat im Wortlaut in diesem Band S. 113). Nach Auffassung

dieser Schülerin war der Religionsunterricht, den sie offenbar viele Jahre lang besucht hat, umso weniger für sie geeignet, je mehr sich ihr Glaube „verändert“ hat. Mit diesem veränderten Glauben, für den sie die „eigene Vorstellung“ betont, fühlt sie sich im Ethikunterricht „um einiges besser verstanden“. Mit anderen Worten: Dem Urteil dieser Schülerin zufolge ist im Religionsunterricht nicht auf ein Verständnis für einen Glauben zu hoffen, der sich an „eigenen Vorstellungen“ orientiert.

In eine etwas andere, aber doch ähnliche Richtung geht auch eine weitere Schüleräußerung:

„Ich finde im Ethikunterricht lernt man zu denken und man muss wirklich denken und da geht's eben und da hatte ich im Religionsunterricht eben [...] immer das Gefühl, es wird einem vorgegeben, wir lesen jetzt die Stelle in der Bibel, schreib raus, was Jesus getan hat oder sowas. ‚Herzlichen Glückwunsch, Sie wissen jetzt Bescheid.‘ [...] in Ethik, grad durch unsere Lehrerin, die regt uns dazu an nachzudenken, eine eigene Meinung zu bilden, die dann auch wirklich mit anderen zu diskutieren und zu gucken: was denken Andere drüber, denken die anders als ich? Und das finde ich eben das Schöne an Ethik, es wird viel mehr zugelassen als im Religionsunterricht“ (w, 18 Jahre, katholisch, Ethikunterricht, berufliches Gymnasium) (Schweitzer et al., 2018, S. 231).

Zunächst bestätigt dieses Zitat eine Beobachtung aus der religionspädagogischen Unterrichtsforschung, der zufolge der Religionsunterricht (untersucht wurde der Religionsunterricht der Grundschule) zu wenig intellektuelle Herausforderung im Sinne der kognitiven Aktivierung mit sich bringe (vgl. Englert et al., 2014). In der Schüleräußerung wird dies aber noch weiter zugespitzt mit der kritischen Wahrnehmung, dass einem im Religionsunterricht „vorgegeben“ wird, was man tun und verstehen soll. Umgekehrt sei im Ethikunterricht das eigene Denken und Nachdenken – sich „eine eigene Meinung zu bilden“ – gefragt. Darüber hinaus werde die gemeinsame Diskussion geschätzt. Und wiederum heißt es: „es wird viel mehr zugelassen als im Religionsunterricht“.

Die Schüleräußerungen aus dem qualitativen Teil von „Jugend – Glaube – Religion“ können natürlich nicht verallgemeinert werden, da es sich um Einzelbefunde handelt. Zusammen genommen machen sie aber doch deutlich, dass zumindest mitunter eine Wahrnehmung von Religionsunterricht verbreitet ist, die diesen Unterricht durch festliegende Erwartungen und eine geringe Offenheit für vom christlichen Glauben abweichende oder diesen kritisch hinterfragende Auffassungen bietet. Weniger eigenes Nachdenken sei hier gefragt als ein Zustimmung zu vorgegebenen Überzeugungen.

In einer solchen Wahrnehmung von Religionsunterricht liegt eine zweite Herausforderung für den Religionsunterricht.

In einer Spezialauswertung der Daten aus „Jugend – Glaube – Religion“ wurde genauer untersucht, wen der Religionsunterricht nicht erreicht (vgl. Wissner & Schweitzer, 2019; vgl. S. 114–116). Dazu wurde die Gruppe der evangelischen und katholischen Schülerinnen und Schüler, die den Ethikunterricht besuchen, genauer

ins Auge gefasst. Immerhin macht diese Gruppe 50 % der Schülerinnen und Schüler im Ethikunterricht aus.

Bei dieser Auswertung zeigte sich, dass sich die evangelischen und katholischen Schülerinnen und Schüler im Ethikunterricht systematisch von denen im Religionsunterricht unterscheiden. Sie glauben weniger an Gott (28 % versus 55 %), weniger an Jesu Auferstehung (15 % versus 38 %), weniger an ein Leben nach dem Tod (40 % versus 55 %) und auch weniger an Gott als den Schöpfer der Welt (13 % versus 30 %).

Ähnlich fallen die Unterschiede auch bei der Einschätzung der Kirche aus. Die evangelischen und katholischen Schülerinnen und Schüler im Ethikunterricht sehen kritischer, was die Kirche sagt, wollen häufiger aus der Kirche austreten, seltener in einer Kirche heiraten und haben auch ein weniger positives Bild von dem, was die Kirche für die Menschen tut.

Diese Befunde könnten so verstanden werden, dass Jugendliche mit größerer Distanz zu Glaube und Kirche gleichsam naturgemäß zum Ethikunterricht tendieren. Führt man sich jedoch vor Augen, dass wohl die allermeisten in dieser Gruppe zuvor den Religionsunterricht besucht haben, sprechen die Befunde eher dafür, dass der Religionsunterricht eine bestimmte Gruppe von Schülerinnen und Schülern deutlich weniger erreicht und anspricht als andere. So gesehen treten diese Schülerinnen und Schüler aus diesem Grund am Ende aus dem Religionsunterricht aus und gehen in den Ethikunterricht. Der Austritt aus Religion kann in diesem Sinne auf eine fehlende Passung zwischen den entsprechenden Schülerinnen und Schülern auf der einen und dem Religionsunterricht oder jedenfalls dessen Wahrnehmung durch die Schülerinnen und Schüler auf der anderen Seite zurückgeführt werden.

Zusammenfassend lässt sich die Frage, warum sich evangelische und katholische Schülerinnen und Schüler vom Religionsunterricht verabschieden, dann so beantworten:

Sie sind

- weniger religiös und weniger stark religiös sozialisiert als die Jugendlichen im Religionsunterricht;
- und/oder machen Erfahrungen im Religionsunterricht, die ihnen den Eindruck vermitteln, eher in den Ethikunterricht zu „passen“,
- wobei der Ethikunterricht zudem häufig attraktiver erscheint.

Dazu noch einige Äußerungen aus den Freitextantworten:

„Ich wurde im Unterricht (kath. Religion) gefragt, wie die Welt entstanden ist. Meine Antwort war ‚durch den Urknall‘. Die gewollte Antwort war ‚durch Gott‘. Das zeigte mir, dass ich im Ethikunterricht besser aufgehoben bin, da ich nicht mehr an Gott glaube.“ (w, 15 Jahre, rk, Ethikunterricht, allgemeinbildendes Gymnasium) (Bohner et al., 2019, S. 51)

„Meine Religionslehrer, die ich über die Jahre hatte, waren schon immer sehr konservativ, wenig modern, haben wenig andere Meinungen zugelassen und das widerspricht mir einfach. So lange man darüber diskutieren kann und andere Meinungen akzeptiert, ist

das super, aber sobald jemand eben versucht, mich von meiner Meinung abzubringen, indem er mir einen anderen Glauben aufdrücken möchte, das möchte ich einfach nicht. Und das hatte ich bei Religionslehrern wirklich, bei meinen zumindest, immer das Gefühl, dass sie einfach wenig Freiraum lassen. Für die gab's oft nur eine Richtung und die stimmt und es gibt nichts Anderes und bei Ethiklehrern auch. Die, die ich bis jetzt hatte, hab ich mich bis jetzt immer besser aufgehoben gefühlt in dem Sinne, [dass] meine Meinungen akzeptiert [wurden], es wurde konstruktiv drüber diskutiert.“ (w, 18 Jahre, rk, Ethikunterricht, berufliches Gymnasium) (Bohner et al., 2019, S. 52)

Erneut fällt die Wahrnehmung auf, dass im Religionsunterricht nur „wenig andere Meinungen zugelassen“ würden.

Doch soll hier nicht der Eindruck erzeugt werden, als käme der Religionsunterricht durchweg schlecht weg. Es gibt auch ausgesprochen positive Stimmen, die hier ebenfalls zu Wort kommen sollen:

„Durch Religionsunterricht wurde Glauben und Religion klarer und verständlicher, weswegen ich mehr Vertrauen aufbauen konnte und somit Religion eine größere Rolle als zuvor einnehmen konnte.“ (m, 17 Jahre, rk, Religionsunterricht, allgemeinbildendes Gymnasium) (Bohner et al., 2019, S. 49)

„Durch den Religionsunterricht in der Schule hat sich mein Glaube verändert. Ich glaube nicht alles was mir gesagt wird und sehe manche kirchlichen Dinge kritisch oder bezweifle sie sogar.“ (m, 21 Jahre, ev, Religionsunterricht, berufliches Gymnasium) (Bohner et al., 2019, S. 50)

Und schließlich:

„Ich glaube, beim Religionsunterricht ist's auch so, dass es total vom Lehrer abhängt. Also ich glaube, wir haben eine richtig gute Lehrerin.“ (w, 18 Jahre, rk, Religionsunterricht, berufliches Gymnasium) (Bohner et al., 2019, S. 51)

2. Didaktische Bewertung: Verkannter und missverstandener Religionsunterricht?

Vermutlich werden sich viele Religionslehrkräfte bei der Lektüre der Schüleräußerungen schon gefragt haben, woher solche Wahrnehmungen von Religionsunterricht eigentlich kommen. Gibt es hier Klischees und überkommene Vorstellungen von einem kirchlich normierten Unterricht? Hat der Religionsunterricht einfach ein schlechtes Image, zumindest bei manchen Schülergruppen?

Sicher ist es nicht möglich, aus den Schülerwahrnehmungen einfach auf die Realität des Religionsunterrichts schließen zu wollen. Es wäre im Extrem sogar denkbar, dass sich die oben zitierten positiven und negativen Wahrnehmungen auf ein und denselben Unterricht beziehen. Schönheit liegt bekanntlich im Auge des Betrachters!

Und doch ist nicht zu übersehen, dass die Wahrnehmung von Religionsunterricht als eines die Schülerinnen und Schüler festlegenden Angebots so ziemlich

allem widerspricht, was in der Religionspädagogik der Gegenwart an Erwartungen vertreten wird. Der Religionsunterricht soll offen sein für alle Schülerinnen und Schüler, die sich dafür interessieren. So heißt es ausdrücklich in einer Denkschrift der EKD zum Religionsunterricht (vgl. Evangelische Kirche Deutschland, 2014, S. 40). Und wohl niemand in der Religionspädagogik würde widersprechen, wenn gesagt wird, dieser Unterricht soll gerade solchen Schülerinnen und Schülern etwas bieten, die beispielsweise aufgrund einer schwachen oder überhaupt fehlenden religiösen Sozialisation in der Herkunftsfamilie in religiöser Hinsicht noch nicht so viel mitbringen.

Herausfordernd ist aber auch die von den Schülerinnen und Schülern so gering eingeschätzte Lebensbedeutsamkeit des Religionsunterrichts. Die religionspädagogische Selbsteinschätzung zielt doch gerade auf einen Unterricht, der etwa im Namen der Subjekt-, Erfahrungs- oder Lebensweltorientierung Kindern und Jugendlichen wirklich „etwas bringen“ will, und weithin wird dies auch als ganz realistisch erachtet.

Und schließlich: Versteht sich der Religionsunterricht nicht ganz ausdrücklich als ein Ort der Freiheit und des freien Denkens, ehrlichen Sprechens und kritischen Urteilens?

Kein Zweifel: Schülerwahrnehmungen, die all dies in Zweifel ziehen, rühren gleichsam an das Fundament der heutigen Religionspädagogik und des Religionsunterrichts ebenso wie an Grundüberzeugungen der Religionslehrerschaft. Umfragen, wie sie in verschiedenen Bundesländern durchgeführt wurden, machen immer wieder deutlich, dass auch in der Sicht der Religionslehrerschaft das Ziel des Unterrichts in der eigenen Urteilsbildung der Kinder und Jugendlichen liegen soll (vgl. etwa Pohl-Patalong et al., 2016; Rothgangel et al., 2017). Sie wollen ihre Schülerinnen und Schüler nicht einseitig beeinflussen oder gar indoktrinieren, und eine allzu große Nähe zur Kirche und zum kirchlichen Glauben liegt ihnen ohnehin eher fern.

Zugleich stehen die Schülerwahrnehmungen in der Studie „Jugend – Glaube – Religion“ aber keineswegs allein. Andere groß angelegte Untersuchungen wie die bundesweiten und internationalen Konfirmandenstudien stellen auch der Konfirmandenarbeit das Zeugnis aus, dass sie bei denen am meisten erfolgreich ist, die bereits eine ausgeprägte religiöse Sozialisation mitbringen und die zudem weiblich und bildungsnah sind (vgl. etwa Schweitzer et al., 2015). Zu ähnlichen Befunden führt auch eine aktuelle Untersuchung zum interreligiösen Lernen, die ebenfalls in Baden-Württemberg durchgeführt wurde (vgl. Unser, 2019). Die neue Diskussion über Heterogenität im Religionsunterricht fügt solchen Wahrnehmungen einen didaktischen Horizont hinzu, der die Bedeutung solcher Befunde weiter unterstreicht (vgl. Grümme, 2017).

Die Frage, wen der Religionsunterricht tatsächlich erreicht und wem er was zu bieten vermag, wurde in der Vergangenheit – auch in der Religionsdidaktik – erstaunlich wenig diskutiert. Sie stellt sich aber unausweichlich, und sie gehört, genauer betrachtet, zu den zentralen religionspädagogischen Fragen. Der Sinn von

Religionsunterricht kann nicht – oder wenigstens nicht nur – darin bestehen, solche Kinder und Jugendlichen weiter zu fördern, die dafür vom Elternhaus bereits günstige Voraussetzungen mitbringen.

Davon zu unterscheiden ist der zweite Kritikpunkt, der aus den Schülerwahrnehmungen hervorgeht: die Erwartung, dass im Religionsunterricht nicht frei gedacht, gesprochen oder gar geglaubt werden darf. Es mag durchaus ein Vorurteil sein, dem der Religionsunterricht hier begegnet, aber auch dies würde nichts daran ändern, dass angesichts dieser Wahrnehmung entschieden nach Möglichkeiten gesucht werden muss, wie der Religionsunterricht ein anderes Bild von sich selbst vermitteln kann.

3. Exemplarische Konkretion: Wie sich der Religionsunterricht verändern kann

Beim Verhältnis zwischen Religions- und Ethikunterricht handelt es sich, anders als bei den parallelen Artikeln in diesem Teil des Buches, in der Regel nicht um ein einzelnes Thema (auch wenn dieses Verhältnis – wie gesagt – gelegentlich durchaus zum Thema gemacht werden kann und auch gemacht werden sollte). Insgesamt geht es eher um grundlegende Fragen, die die Grundausrichtung von Religionsunterricht betreffen (vgl. die Diskussionsbeiträge in Schröder & Emmelmann, 2018).

Offenbar wird der Religionsunterricht, wie aus den Befunden von „Jugend – Glaube – Religion“ sichtbar geworden ist, von den Schülerinnen und Schülern als ein tendenziell geschlossenes, auf den christlichen Glauben festgelegtes und vor allem die Schülerinnen und Schüler festlegendes Angebot wahrgenommen. Auch wenn dies aus der Sicht der Religionslehrkräfte keineswegs der Fall ist und auch nicht der Fall sein soll, müssten solche Wahrnehmungen ernstgenommen werden. Denn auch ohne Anhalt an einer Realität sind sie auf jeden Fall doch wirksam, und dies in einer Weise, die religionspädagogisch problematisch ist. Schülerinnen und Schüler, die den Religionsunterricht so wahrnehmen, lehnen ihn in aller Regel ab.

Die Vermutung liegt nahe, dass es sich hier über individuelle Einzelwahrnehmungen hinaus um ein allgemeines Image-Problem des Religionsunterrichts handelt. Deshalb muss gezielt an diesem Image gearbeitet werden. Dazu gehört an erster Stelle, dass auch für die Schülerinnen und Schüler deutlich ist – und mit zunehmenden Alter ihnen auch ausdrücklich kommuniziert werden muss –, in welcher Weise der Religionsunterricht konfessionell oder christlich ist, was dies bedeutet und was nicht. Nach heutigem Verständnis betreffen solche Bindungen die Ausrichtung oder Konfessionszugehörigkeit der Lehrkraft, die durch die Konfessionalität des Angebots transparent gemacht werden soll, aber eben ausdrücklich nicht deshalb, weil am Ende alle Schülerinnen und Schüler in die Überzeugung der Lehrkraft oder der Religionsgemeinschaft einstimmen sollen (vgl. beispielsweise Evangelische Kirche Deutschland, 2014). Beabsichtigt ist vielmehr, dass sich Schülerinnen und Schüler

mit einer transparent fassbaren Position auseinandersetzen können – um sie sich nach einer kritischen Prüfung begründet zu eigen zu machen oder eben nicht.

Insofern müssen alle Diskurse im Religionsunterricht freiheitlich sein und bleiben. Dies ergibt sich schon aus der Freiheitsorientierung des christlichen Glaubens, wie sie in besonderer Deutlichkeit im Johannes-Evangelium oder bei Paulus zum Ausdruck kommt.

Folgerungen sind daraus ebenso für die Unterrichtsvorbereitung wie für die Unterrichtsgestaltung zu ziehen. Wann kann und darf im Unterricht einfach von „wir“ die Rede sein? Wie wird vermieden, dass Schülerinnen und Schüler einfach als „Christen“ adressiert und vereinnahmt werden? Welche Lernanforderungen machen deutlich, dass sich der Religionsunterricht nicht nur an solche Schülerinnen und Schüler wendet, die von ihrer religiösen Sozialisation her dem christlichen Glauben besonders nahe stehen? Oben wurde bereits darauf verwiesen, dass der Religionsunterricht weit mehr, als dies allgemein bewusst oder gar gewollt ist, in seiner derzeitigen Praxis vor allem solche Schülerinnen und Schüler erreicht, die über eine ausgeprägte religiöse Sozialisation verfügen und die sich in ihren Überzeugungen dem christlichen Glauben besonders verbunden fühlen. In Zukunft wird es darauf ankommen, den Unterricht so zu öffnen, dass auch andere Schülerinnen und Schüler davon profitieren können. Vor dem Hintergrund von „Jugend – Glaube – Religion“ ist es sehr zu begrüßen, wenn sich neuere religionspädagogische Publikationen ausdrücklich solchen Herausforderung stellen wollen und nach den Fragen, die bei „Reli“ vor allem „keine Lust und keine Ahnung“ assoziieren (vgl. Altmeyer et al., 2019). Die Befunde unterstreichen allerdings zugleich die Notwendigkeit, sich als Religionslehrkraft nicht allzu schnell mit Negativreaktionen oder zur Schau getragener Desinteresse auf Schülerseite zufriedene zu geben und bestimmte Schülerinnen und Schüler etwa als „religiös unmusikalisch“ abzuschreiben. Die religiösen Suchbewegungen von Jugendlichen reichen jedenfalls nach wie vor weiter als beispielsweise ihre Kirchlichkeit. Dabei ist allerdings ebenfalls nicht zu übergehen, dass es Erwachsenen immer schwerer zu fallen scheint, diese Suchbewegungen in ihrem religiösen Gehalt wahrzunehmen.

Eine insgesamt noch wenig praktizierte Möglichkeit könnte angesichts der beschriebenen Befunde auch in Kooperationen zwischen dem Ethik- und dem Religionsunterricht bestehen (vgl. Schweitzer, 2018). Dabei wäre ebenfalls Gelegenheit, einem verzerrenden Negativ-Image von Religionsunterricht zu begegnen – nicht durch den Verzicht auf klare Positionen religiöser und nicht religiöser Art, sondern dadurch, dass die für den Religionsunterricht – seinem Anspruch nach – kennzeichnende Offenheit und Freiheitlichkeit zum Tragen kommt.